

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Höhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von L. Rühlmann in Söhr.

F. Ronfort.

In letzter Stund.

Von L. Sturm, Wien.

(Nachdruck verboten.)

Roume sofort, Vater schlecht. Er hielt das Telegramm in den zitternden Händen und starrte unverwandt auf die toten Buchstaben, bis sie allmählich vor seinen Augen zu tanzen begannen. Dann sank er jäh und mit einem Aufschreien in den gepolsterten Lehnstuhl. Da war's also. Da war's, was er so gefürchtet und vor dem seine Gedanken immer geflohen in heimlicher, nie ganz zu beschwichtigender Angst. Da war's, über das er sich immer gewaltig hinweggetäuscht und das er noch mit jeder Faser seines Herzens verfolgt und bange erwartet hatte seit jenem letzten, inhaltsschweren Briefe. Dort lag er am Tisch, halb geöffnet und vielfach abgegriffen, heute früh erst hatte er ihn wieder gelesen, wohl schon zum hundertstenmal: „Lieber Gottfried!“

So weh es mir tut, einmal muß ich Dir doch schreiben: Du vergiß ganz auf uns. Denkst Du denn gar nicht mehr an Deine alten Eltern, die Dich großgezogen, Deines Vaters, der nun schon seit Wochen krank darniederliegt und dessen Zustand sich immer mehr verschlimmert, so daß ihm jede Stunde auch die letzte sein kann, Deiner alten Mutter, die Dich von Herzen liebt und die sich nun bitter gramt ob Deines kalten, fremden Wesens? Bist Du denn nicht sein wie mein Kind, daß Du auch ihm einmal eine Zeile schreiben könntest, daß Du ihn bitten möchtest, es möge alles begraben und vergessen sein? Ist es wirklich möglich, daß wir Dir so fremd geworden sind da draußen in der Welt, daß ich Dich erst daran erinnern muß, daß Du

noch Eltern beiseite? Gottfried! Gottfried! Es kommt vielleicht ein Tag und die Stunde, wo Du an Deine alte Mutter denken wirst! Der Vater ist krank, sehr krank, und man weiß nie, wie es kommen kann. Oft wenn ich mich in schlaflosen Nächten auf meinem Lager wälze und nachdenke über das Vergangene, dann kommt es mir vor, als verstände ich Dein Wesen, als könnt ich mich hineinleben in Dein inneres Ich und Empfinden und müßte Dir verzeihen — welche Mutter könnte das auch nicht! — aber dann kommt wieder der Tag und wenn ich den alten, leidenden Mann wieder vor mir sehe in seiner ganzen Hilflosigkeit, dann wieder die Gedanken: Der Gottfried könnte halt doch einlenken, er ist und bleibt ja doch sein und unser Kind. Ja, lieber Gottfried, ich habe Dir schon längst verziehen wegen des damaligen Fehltrittes, das weißt Du, ich könnte auch nicht anders

und wenn Du gleich fremdes Gut gestohlen hättest, müßte ich Dir es verzeihen, mein Mutterherz liebt das schon nicht zu, aber es trübt den Vater noch immer und jetzt, da er auch noch körperlich leidet, erst recht, daß Du gar nichts mehr hören läßt von Dir durch Jahre schon. Vielleicht macht er sich auch Vorwürfe, daß er zu hart mit Dir verfahren ist damals, wenn er auch nicht gesteht, und daß Du ihm bisher noch nicht ein einziges Mal die Hand zur Versöhnung geboten hast, außer in dem Briefe, den



Die Waffenführung der Montenegriner.

die trotz der Nothgeschaffen im Ausland überall ungehört verlaufen ist. — Phot. W. J. O. H.

Du gleich nach Deiner Abreise schriebst, wo er noch im vollen Zorn gewesen ist, das entzweit ihn nur noch mehr mit sich selbst und untergräbt seine Gesundheit. Drum bitte ich Dich, lieber Gottfried, schreibe ihm einmal, schreibe ihm und zeige ihm, daß Du noch sein Sohn bist, bitte, Gottfried, tu's, tu's mir zuliebe, tu's zuliebe Deiner alten, tiefbekümmerten Mutter.“

So lautete der Brief. Und wieder fiel sein Blick auf die Zeilen und wieder von diesen zurück auf das Telegramm, das er in Händen hielt. Und abermals starrte sein Blick in die Worte, als wollte er zwischen ihnen lesen, was nicht geschrieben stand.

„Komme sofort, Vater schlecht!“ — — War's also schon eingetreten, was in dem Briefe angedeutet war, rief man ihn jetzt von seinem Posten, auf daß er seinen Vater noch einmal sehen und sprechen könne? War's schon so schlecht, daß das Auserzählen zu befürchten stand? Oder war's gar schon vorüber und man wollte ihn nur schonend vorbereiten? Und er saß hier, untätig, dierweilen sie vielleicht daheim um den Toten ...

Herr, du Gott im Himmel! Gottfried Helrich sprang auf und sah nach der Zeit. Zehn Minuten auf drei Uhr! — Und der nächste Zug ging erst um zehn Uhr abends! — Entsetzlich!

Was sollte werden, was mußte geschehen, was konnte nicht alles vorgehen daheim in der Zeit! Der Vater konnte in den letzten Tagen liegen, konnte sterben, sterben ohne ihn, ohne daß er dabei war, ohne sich mit ihm versöhnt zu haben — sterben! ... Der Vater im Sterben! — —

Kraftlos und gebrochen sank er wieder zurück in den Stuhl und sein Haupt fiel schwer auf den Tisch. Ein heftiges Schluchzen durchwühlte den Körper.

Dann nach Minuten, als er sich einigermaßen gefaßt hatte und ruhiger geworden war, kam auch wieder die klare Überlegung: Vielleicht war's doch nicht so arg, als er sich's im ersten Schreden ausgemalt. Vielleicht war der Vater nur recht krank und man wollte ihn rufen, damit er sich noch rechtzeitig mit ihm verständigen könne. Gewiß, er würde ihn noch lebend treffen, man werde ja doch nicht bis zum äußersten gewartet haben, wo man wußte, daß er so weit entfernt sei und wie er mit seinem Vater stand. Ei, so vernünftig waren sie doch zu Hause, daß sie das alles überlegten. Und wie er nur gleich so schwarz sehen konnte, es stand ja auch gar nichts davon im Telegramm, nur „Schlecht“ ist der Vater hieß es, also noch lange nicht zum Sterben.

Aber wenn vielleicht doch — und es kamen wieder die bangen Zweifel und er konnte die rechte Ruhe nicht mehr finden.

So ging er daran, seine Kleider zu ordnen und das Notwendigste vorzubereiten für die weite und beschwerliche Reise. Doch er tat's nur halb und ganz mechanisch, denn seine Gedanken flogen voraus zu den Seinen, der Heimat zu!

Der Heimat! Ein eigentümlich herbes Gefühl beschlich ihn bei dem Gedanken: die Heimat! Was war sie ihm denn? War sie ihm die leuchtende, glückseligende Göttin, als die sie von anderen verherrlicht und gepriesen wurde, als die man sie besang in Wort und in Dichtung? War sie ihm das trauersame, sonnig heitere Bild, das anderen hineinleuchtete in des Daseins wechselvollem Gescheh? Damals vielleicht vor zehn Jahren, bevor man ihr noch hinausgestoßen hatte aus dem Vaterhaus, mochte sie es ihm noch gewesen sein, mochte er noch gehangen haben an diesem Ideal, mochte er's gleich anderen besungen haben als das schönste und herrlichste aller irdischen Güter. Aber heute? — —

Was lag nicht alles zwischen damals und heute! Eine ganze Welt voll der bittersten Erfahrung und Enttäuschung, eine Welt voll Entbehrung und Kampf. Und da war's fremd geworden in ihm, kalt, leer, und er hatte ihrer vergessen, vergessen der Heimat und der Seinen. Eines nur war geblieben lange Zeit noch und leuchtete noch oft auf in ihm: der Mutter Bild. Dann war auch dieses allmählich verblaßt.

Warum auch hatte man ihn hinausgejagt gleich einem Fremden, warum auch hatte er, der Vater, ihn verstoßen? Der einen Sünde wegen, weil er sich damals in jugendlichem Leichtsinne vergriffen hatte an seines Vaters Eigentum? Hatte er nicht gebüßt dafür die ganzen Jahre, hatte er sich nicht durchgerungen trotz Not und Entbehrung zu ehelichem Stand und Besitz? Warum hatte ihm der Vater nicht geantwortet damals, als er ihm alles schrieb und um Verzeihung bat? War's seine Schuld allein, daß er — —

Doch was sind das für böse, häßliche Gedanken! Jetzt in letzter Stunde, wo der Vater vielleicht zu Hause den schwersten Kampf rang! — — Weg mit euch, weg! Durch Jahre habt ihr das Gemüt vergiftet und die Brandfackel des Zwiespalts und der Entfremdung ans Herz gelegt, weg mit euch, jetzt gilt's den Vater, den sterbenden Vater! ...

Und wenn ihr tausendmal sonst gebüßt um euer Recht, jetzt müßt ihr schweigen! Denn plötzlich ist sie wieder da die Liebe zum Vaterhaus in ihrer ganzen gewaltigen Größe, sie ist da und größer denn je. Jetzt Herz, wirf ab den rauhen Mantel, den die Jahre und die Verbitterung um dich gelegt, wirf ihn ab und bedrückt damit Vergangenes zu. Denn wie oft, wie oft, daß hernach nagende Reu dich peinigt ob des einen versäumten Augenblicks! Dann stehst du am Grabe und weinst ihm unaufhörlich nach, dem Teueren, Lieben, und jedes Unrecht, jedes herbe Wort mücht's

du ihm abbitten und schter den Grabstein willst du fassen unter tausend heißen Zähren. Doch es ist zu spät!

Zu spät! Gottfried fuhr es heiß durch den Kopf. Und hastig schlang er den letzten Knoten um das Bündel, das seine Kleider barg. Dann sah er wieder auf die Uhr. Halb vier Uhr erst! Wie träge die Zeit schleicht! Schier in die Ewigkeit gerückt scheint ihm die Stunde, da der nächste Zug ging in seine Heimat.

So lief er im Zimmer umher, tat dieses und jenes, doch ohne Zweck, ohne zu wissen warum, preßte die Stirn an die kalten Scheiben und sah hinaus auf das winterliche Bild, eilte schließlich selbst hinaus auf die Straßen und irrte umher. Draußen wogte das Leben. Vielleicht daß der Lärm der Residenzstadt sein pochend Herz betäube! Er hastete die Straßen ab, eine um die andere und ließ sich mit Fortreisen von dem Trubel der Menschen, sah nicht rechts und nicht links und suchte mit Absicht die Stellen, wo das Gewühl am dichtesten, der Verkehr am stärksten war. Einmal grüßte ihn jemand, er sah's nicht und eilte weiter. Dann fiel ihm ein, er wisse einen Freund aus seiner Heimat, der gleich ihm in der Hauptstadt sein Brot gefunden. Vielleicht daß der etwas wußte von seines Vaters Krankheit. Hatte er ja seinen Urlaub draußen verbracht im heurigen Sommer.

Also ging er zu ihm. Die Straße eilte er hinauf, bis er zur Stiftingsallee kam, dann bog er rechts um und vor ihm lag der Stadtpark. Die Straße links her kam ein Zug. Die Menge staute und er konnte nicht weiter. Es gab was zu sehen. Laut betende Menschen wallten an der Fahrbahn vorüber und folgten einem Wagen, der von vier Kappen gezogen war. Am Wagen hingen Kränze — Totenkränze — mit Gewalt hastete er weiter.

Der Freund, zu dem er kam und den er zu Hause traf, wußte aber nichts Sonderliches zu berichten von seines Vaters Befinden: „Wie's halt einem siebzehnjährigen Mann gehen kann, mein Gott, jung ist er ja nimmer, dein Vater, und alte Leute tränkeln immer so hin. Möglich war's ja, daß er schon damals krank gewesen, aber Bestimmtes weiß ich nichts. Hab' mich überhaupt nicht viel um die Leute draußen geschert und so auch wenig erfahren. Daß deine Eltern das Häusl verkauft haben, das wirst du ja selber wissen.“

So der Freund. Aber für Gottfried war's ein neuer Schlag, denn er wußte nichts. Also hatten sie das Häuschen verkauft, ihr Häuschen, sein Vaterhaus, in dem sie so lange gelebt, geschaltet und gewaltet hatten, in dem sie alt geworden; hatten es möglicherweise verkaufen müssen, weil's überschuldet war, und er lebte hier unbekümmert um sie und fremd zu ihnen und wußte nichts von all dem, fremde Leute erst mußten's ihm sagen, wie's zu Hause stand. Vielleicht konnte der Vater nicht einmal im eigenen Heim sein Leben beschließen, das er doch mit so viel Mühe erworben, vielleicht mußte er in fremdem Hause — —

Ihn würgte es in der Kehle und trostlos ging er davon. Noch stundenlang irrte er in den Straßen umher, an hastenden Menschen vorbei und dem Lärmen des Alltags, bis die Nacht sich senkte und ihren Mantel warf auf das graue Häusermeer. Vom Himmel tanzten leichte Floden ...

Es schneite lang und es schneite dicht in dieser Nacht. In Milliarden fielen die kleinen, weißen Blüten vom Himmel und legten zarte Schleier vor die erleuchteten Fenster, oder tanzten um die Bette vorbei mit den glühenden Würmchen, die der pustenden Maschine entspröhnten.

Der Zug fuhr durch die Nacht, es ging der Heimat entgegen. Gottfried sah in eine Wagenecke gefauert, er war allein. Gleichmäßig ratterten die Wagen, quietschten und knarnten die Räder, wenn der Führer den Zug bremste, oder pfiß langanhaltend die Lokomotive, wenn der Zug sich einer Station näherte. Von der Dede herab brannte ein trübes Licht.

In Gottfried war's etwas ruhiger geworden. Seit er im Wagen saß und der Zug fauend die Weite nahm, seit er wußte, daß ihn jede Station, da der Zug hielt, näher brachte seinem Ziele, war ihm nicht mehr so wild angstvoll zumute, war ihm nicht mehr so schmerzvoll ums Herz. Eine stille Apathie bemächtigte sich seiner und allmählich versank er in jenen Zustand, wie er uns oft überkommt im Zuge zur nachreisenden Zeit: halb wachend, halb traumhaft und doch in voller Regsamkeit der Sinne.

Und da sah er die Bilder der Jugend. Sah sein Vaterhaus wieder im leuchtenden Sonnenschein mit dem schügenden Giebel und das grüne Gärtelein, darinnen sein Vater stand in lustigen Armen, mit breitkämpfigem Hute, pflegend des jungen Knolls und der duftigen Veilchen. Sah auch das Brunnlein, das nahebei rieselte unter der großen breitlästigen Linde. Und wie er, der Vater, die Rosen beschnitt — seine Lieblinge — und den duftenden Flieder bog und alles ordnete und hegte.

Und dann war's wieder im sonnigen, wonnigen Maien. Er, Gottfried, war zurückgekommen von der Universität und hatte dem tollen, lustigen Leben des ersten Studienjahres, das er mit gleichgesinnten Genossen verbracht, Valet gesagt, um die herrliche

nungen schaff, die mir so lieb waren. Nur daß Sie meine Anteilnahme so falsch verstanden haben und sich einen regelrechten kleinen Roman zusammenphantasierten! Aber auch das gefällt mir von Ihnen, es zeigt, daß doch ein Stück von einem Künstler, vielleicht sogar ein ganzer in Ihnen steckt."

"Ach, die dummen Zeichnungen!" sagte Hans Feldmann, der sich recht klein und töricht vorlam. "Wenn ich sie Ihnen nur nicht erst-geschickt hätte! Ich weiß selbst, daß sie nicht viel taugen. Wenn ich in den drei Jahren in München nur mehr gearbeitet hätte! Nun habe ich keinen Mut und auch kein Geld mehr, noch einmal gründlich anzufangen."

"Sie müssen arbeiten!" sagte Hildegard Herrlich und sah ihm ernsthaft in die Augen. "Nun erst recht! Die Kriegserlebnisse haben Sie gewiß reicher und reifer gemacht. Ich habe es den Zeichnungen angemerkt, wie sich Ihr künstlerisches Empfinden, Ihr Sehen und Weitergeben entwickelt hat. Schade, daß Sie meine letzten Briefe nicht bekommen haben, die Ihnen allerlei darüber sagten. Ich verstehe mich ein wenig auf Ihre Kunst. Mein Vater hat einen großen Kunstverlag, da bin ich von klein auf im künstlerischen Sehen geschult. Seitdem er fast blind ist, bin ich in der Leitung des Geschäfts mit tätig. Ihre Zeichnungen gefallen uns. Wir haben diese auch in unserer 'Kriegskunst' veröffentlicht. Die Belege und das Honorar liegen für Sie bereit und sind uns von der Feldpost hierher zurückgeschickt worden."

Hans Feldmann sah Fräulein Herrlich mit großen, verwunderten Augen an.

"Und Sie glauben, daß ich Talent habe?" fragte er.

"Talent ist ein unbestimmter Begriff. Die Hauptsache ist Fleiß und ernster Wille. Auf jeden Fall müssen Sie arbeiten, viel arbeiten! Und ich will Ihnen dabei helfen, so gut ich kann. Wir älteren Frauen ohne Mann und Kind fühlen so sehr, daß wir in dieser großen Zeit beiseite stehen, und kommen uns fast überflüssig vor. Da sehnt man sich recht, doch auch ein wenig geben und helfen zu können. So habe ich es auch mit Ihnen und mit meinen Briefen an Sie gemeint, nur daß Sie es falsch auf-lästen. Aber vielleicht haben Sie Vertrauen zu mir?"

Hans Feldmann sah ihr in die gültigen Augen. "Ich danke Ihnen", sagte er leise. Er wollte weiter sprechen, fand aber keine Worte. Doch sie schien zu verstehen, wie ihm ums Herz war.

"Wenn Sie Vertrauen haben und den festen Willen zu arbeiten, so werden wir Ihnen helfen können", sagte sie. "Natürlich ist es zuerst nur ein bescheidenes Anfangen. Sie könnten zunächst unter der Leitung unseres technischen Direktors für uns zeichnen. Trägt Ihr künstlerisches Talent Sie höher, so helfen wir auch weiter."

Hans Feldmann stand auf. Ganz gerade und stolz stand er da und sah mit glänzenden Augen in eine helle Zukunft. Und seine neue Freundin hatte ihre Freude an ihm.

"Kommen Sie mit zu meinem Vater", sagte sie. "Da wollen wir alles in Ruhe besprechen, und Sie haben uns sicher noch viel zu erzählen."

Als Hans Feldmann an diesem Abend von Hildegard Herrlich Abschied nahm, fand er, daß der Name ganz ausgezeichnet zu ihr passe. Aber er wagte nicht, ihr das zu sagen, und küßte ihr nur kumm und dankbar die Hand.

Die Bleichsucht.

Von Hermann Borkenhagen. (Nachdruck verb.)

Eine der verbreitetsten Krankheiten unserer Zeit ist bekanntlich die Bleichsucht oder Chlorose. Besonders beim weiblichen Geschlecht ist sie vor und in den Entwicklungsjahren sehr häufig. Der vollständige Ausdruck dafür ist "Blutarmut". Diese Bezeichnung erweckt jedoch die irrige Vorstellung, daß die Kranken unter einem Mangel an Blut leiden. Das ist durchaus nicht der Fall. Nicht die Menge des Blutes ist gering, sondern die Beschaffenheit desselben ist geringwertig. Es liegt eine Verminderung der im Blute befindlichen roten Blutkörperchen vor, respektive Verminderung des in ihnen enthaltenen roten Blutfarbstoffs.

Das Krankheitsbild der Bleichsucht ist anfangs ein sehr schwieriges, da es sich nur ganz allmählich entwickelt. Das Erkennen der Krankheit ist daher nicht leicht. Eine eigenartige Verfärbung der Haut, die sich besonders an den Ohren bemerkbar macht, ist die erste Erscheinung. Deutlicher spiegelt sich die Krankheit wieder an der Bindehaut des Auges, an den Lippen und am Zahnfleisch. Schließlich wird der Stoffwechsel gestört, und die Leistungsfähigkeit aller Organe sinkt. Schnelle Ermüdung, Herzlopfen beim Gehen und Treppensteinen, erhöhter Puls usw. sind die Folgen. Ohnmachts- und Schwindelanfälle sind ferner sichere Anzeichen der Krankheit. Für den Arzt kommen noch die Geräusche des Herzens, das Säusen am Halse usw. als Erkennungszeichen in Betracht.

Aber den weiteren Verlauf der Krankheit ist folgendes zu sagen: Temperatursteigerungen bis zu 38,5 Grad Celsius kennzeichnen

sehr schwere Fälle, die oft zur sogenannten perniziösen Anämie führen. Nicht selten macht sich bei der Bleichsucht merkwürdigerweise auch ein großer Fettansatz bemerkbar. Die Kranken erscheinen daher wohl und gesund, nur Ermüdung und Hinfälligkeit lassen ihren wahren Zustand erkennen. Herzschwäche führt ferner zu mannigfachen Störungen. Magenkrankheiten, Magengeschwüre, chronische Stuhlverstopfung, Verlagerungen innerer Organe kommen häufig vor und kennzeichnen den Ernst des Leidens.

In betreff der Entstehung der Bleichsucht muß bemerkt werden, daß eine bestimmte Grundursache noch nicht entdeckt werden konnte. Da die Krankheit bei reich und arm vorkommt, kann ein etwaiger Mangel in der Lebenshaltung nicht dafür verantwortlich gemacht werden; Ernährungs- und Zirkulationsstörungen dürften neben schweren, mit großem Blutverlust verbundenen Krankheiten und erblichen Anlagen wesentlich den Ausbruch der Krankheit begünstigen und ihren Verlauf bestimmen. Sicher ist, daß die Bleichsuchtigen unter Sauerstoffmangel leiden. Alle Krankheitserscheinungen werden dadurch bewirkt, und der Verlauf der Krankheit wird dadurch beeinflusst; denn Sauerstoff ist in genügender Menge notwendig, wenn alle Organe leistungsfähig und der Körper gesund bleiben soll.

Die Heilung der Bleichsucht wird von der Naturheilkunde denn auch unter Berücksichtigung des Sauerstoffes zu bewirken gesucht. Licht- und Luftbäder sind zu diesem Zweck unerlässlich. Leider vermag der geschwächte Körper niedrige Temperaturen nur schwer zu ertragen. Größte Vorsicht ist daher geboten. Sobald sich ein Frosteln bemerkbar macht, ist das Bad zu beendigen. Daneben ist strenge Diät unerlässlich. An bestimmte Speisen brauchen sich die Kranken gerade nicht zu halten, doch ist es rätlich, eisenhaltige zu bevorzugen. Vieles Essen auf einmal ist nicht dienlich, dagegen das öftere Essen in kleinen Zwischenräumen zu empfehlen. Milchgenuss ist notwendig, aber nicht auf einmal in großer Menge, sondern öfter in kleinen Portionen, damit der schlaffe Magen nicht zu sehr ausgedehnt werde. Ist ein Kranker dem Milchgenuss abgeneigt, so darf er nicht dazu gezwungen werden, sondern muß sich selber daran gewöhnen, indem er seinen Durst durch Milch zu löschen versucht. Ferner sind Wasseranwendungen von 20 bis 30 Grad Celsius zur Anregung und Wiederherstellung der Haut-tätigkeit wichtig. Besonders sind Ganzwäsungen morgens im Bett zu empfehlen; unabgetrocknet bleibt der Kranke dann noch eine halbe Stunde im Bett. Bädungen werden meist schlecht vertragen und sind daher gar nicht anwendbar. Am besten ist natürlich die Heilung der Bleichsucht in Sanatorien oder Naturheil-anstalten möglich. Eine ausreichende Sommerfrische ist den Bleich-süchtigen immer sehr dienlich, namentlich in einer Höhenlage von 400 bis 600 m. Walddreiche Gegenden sind zu bevorzugen.

Man glaube ja nicht, die Bleichsucht durch Eisenpräparate ver-hüten zu können. Diese belastigen nur, ja schädigen zum Teil sogar den Körper. Dagegen ist das Eisen, das die Natur in den Nah-rungs- und Genussmitteln bietet, ungemein wichtig. Milch, be-sonders Quark oder weißer Käse, Obst, namentlich Erdbeeren, Ge-müse, besonders Salat und Spinat, sind als eisenhaltige Nahrungs- und Genussmittel warm zu empfehlen. Selbst die Blutwurst bietet nach Bunge einen Eisengehalt in natürlicher Form und ist daher den Eisentabletten entschieden vorzuziehen, was sich alle bleich-süchtigen Näherinnen, die gerne Wurst essen, aber ihre sauer verdien-ten Groschen oft in Eisentabletten anlegen, gesagt sein lassen sollten. Aber neben der Ernährung ist auch die Pflege des Körpers zur Verhütung der Bleichsucht unerlässlich. Ausreichende Bewegung in frischer Luft, Licht- und Luftbäder, sowie vernünftige Leibesübung — das sind wichtige Faktoren im Kampfe gegen die Bleichsucht.

Fürs Haus

Gestrickter Schlüpfer.

Schlüpfer werden über den Strümpfen in den Stiefeln getragen. Erfordert. 80 g Strickwolle.

Man beginnt auf einem Anschlag von 60 Maschen = 24 cm Breite und strickt Hin- und Rückreihen immer rechts = 16 cm lang. Dann werden am Ende der letzten Reihe noch 8 M. aufgeschlagen, um nun die Fußspitze wie bei einem Strumpf mit 4 Nadeln stricken zu können. Nach 16 Runden rechts (= 4 cm) beginnt man mit dem Abnehmen für die Spitze. Man strickt am Anfang der ersten und dritten Na-del die 2. und 3. Masche zusammen und am Ende der 2. und 4. Nadel die zwei vorletzten Maschen. Aber jede Abnehme-runde strickt man zweimal, in den letzten Runden aber jede Abnehmerunde nur einmal. Die letzten 8 bis 10 Maschen kettelt man ab und näht sie zu-sammen, dadurch ergibt sich eine nette flache Spitze. Zum Schluß ist der Fußteil hinten für den Faden zusammenzunähen.



Empfinden und Denken in diese gezeichneten Blätter, und die Antworten der Empfängerin überzeugten ihn, daß er verstanden wurde. Während der Leidensstage im Lazarett unterließ er in Unlust und Müdigkeit jede Art von Mitteilung. Um so mehr aber beschäftigte sich seine Phantasie mit der unbekannten Spenberin der Liebesgaben. Ihr Bild wurde ihm lebendiger und vertrauter als das irgendeiner ihm bekannten Frau.

Immer wieder hatte er alles, was er von ihr wußte, zusammengetragen, um sich ein Bild von ihr zu machen. Ihre Adresse war: „Fräulein Hildegard Herrlich.“ Hildegard Herrlich — was lag doch allein im Klang dieses Namens! Sie mußte groß und blond sein und alles haben, was schön und herrlich ist. Sie lebte mit ihrem Vater allein in einer Villa und hatte keine nahen Anverwandten im Krieg, so schien es ihre Pflicht und Freude, für andere Feldgrauen zu sorgen.

Das war so ziemlich alles, was Hans Feldmann von ihr wußte. Im übrigen hatten ihre Briefe recht unpersönlich geklungen und sich viel mit seinen Zeichnungen beschäftigt. Aber was Hans Feldmann von ihr wußte, genügte vollständig, ihn zu überzeugen, daß diese Hildegard Herrlich zu ihm passe und für ihn bestimmt sei!

Recht angenehm war es auch, daß ihr Vater sehr wohlhabend zu sein schien — was konnte Hans Feldmann da Besseres tun, als bald in diese Familie hineinzuheiraten! Der alte Herr würde schon bereit sein, ihm seinen Segen zu geben; sonst dachte Hans Feldmann auch stark an eine heimliche Kriegstraumung, da die Sache ohnehin fast zu glatt und alltäglich zu verlaufen schien.

Vor ein paar Tagen war ihm die wundervolle Sicherheit beschieden worden, daß seine Ahnungen richtig gewesen waren und seine Phantasie ihm keinen Streich gespielt hatte. Auf allerlei Umwegen kam, von der Front zurückgesandt, eine Feldpostsendung in seine Hände, die ein paar gute Bücher enthielt, wie Hildegard Herrlich sie zu schiden liebte. Und in einem hübschen Bändchen Goethescher Lyrik, gerade bei den heißesten Liebesgedichten, lag eine Photographie, die er offenbar finden sollte. Es war eine nicht allzu gute Liebhaberaufnahme: ein junges Mädchen in weißem Kleid stand auf einem Rasenplatz und hielt einen Dalmatinerhund am Halsband. Die Züge ihres Gesichtes waren nur unklar wiedergegeben. — Auf diese Sendung wollte und konnte er nicht schriftlich antworten; nun mußte er selbst sein Glück suchen und im Sturm nehmen.

So war es Hans Feldmann heute bei seinem ersten Nachmittagsausflug aus dem Lazarett froh und leicht um das Herz. Er ging vergnügt die sommerschöne, vornehme Villenstraße entlang, viel schneller, als für seine Fußwunde gut war. All die Sorgen dieses letzten Jahres, die Geldnot in München, die Eindrücke des Schützengrabenlebens in Flandern, die langen, grauen Wochen im Lazarett und die große Enttäuschung, daß er nicht wieder selbstständig werden und zum Offizier befördert werden konnte, ferner die Einsicht, daß er ohne Geld und Berufsausbildung dem Leben als Halbinvalide gegenüberstand, alles war vergessen. Hans Feldmann humpelte eilig seinem Glück entgegen.

Die Villa seines zukünftigen Schwiegervaters übertraf alle seine Erwartungen. Das weiße Haus lag so vornehm hinter dem schweren Eisengitter und dem großen Rasenplatz des Vorgartens, daß Hans Feldmann recht besorgt auf seine abgetragene Felduniform und die groben Stiefel hinunter sah.

Da kam ein Paar die Straße entlang: ein alter Herr, der eine dunkle Brille trug und von einer älteren, schwarz gekleideten Dame so sorglich geführt wurde, als ob sie für ihn sehen und für ihn sorgen müsse.

Die beiden gingen durch die Pforte in den Vorgarten, und ihnen entgegen sprang der Dalmatinerhund, den Hans Feldmann von dem Bilde her kannte, das er in seiner Brusttasche trug.

Dieser Anblick gab Hans Feldmann neuen Mut. Er machte sich die Sache klar: der alte Herr war Hildegard Herrlichs Vater. Daß er blind zu sein schien war ja traurig, störte aber im übrigen nicht. Die ältere Dame war schwerer zu beurteilen. Aber seine Hildegard Herrlich war natürlich so jung und schön, daß sie einer Beschützerin bedurfte, und diese angenehm aussehende alte Dame schien ganz die richtige Persönlichkeit für dieses Amt und die Pflege des blinden Mannes zu sein. Diese Stellung sollte sie auch ruhig weiter behalten, aber das junge, schöne Mädchen wollte Hans Feldmann bald in seinen eigenen Schutz nehmen.

Nachdem er so seine zukünftigen Familienverhältnisse aufs beste geordnet hatte, ging er tapfer in das weiße Haus. Ein nettes Stubenmädchen öffnete ihm die Tür der Villa. Sie sah dem stattlichen jungen Feldgrauen sehr entgegenkommend in die braunen Augen und bat um seinen Namen, um ihn der Herrschaft zu melden.

Hans Feldmann hatte Glück. Fräulein Hildegard Herrlich war also zu Hause und freute sich, ihn persönlich kennen zu lernen.

Das Mädchen führte ihn in ein kleines Wohnzimmer, dessen breites Fenster sich nach dem großen, parkartigen Hintergarten

öffnete. Hans Feldmann war recht zufrieden, denn seine Zukünftige hatte Geschmack. Es lag Harmonie in der Zusammenstellung der Farben und in der Auswahl der Bilder auf der dunkelgrünen Tapete. Im übrigen konnte er ja bald seine eigenen Bilder hier aufhängen.

Die Tür ging auf. Die ältere Dame stand vor ihm. Er stellte sich in guter Haltung vor: „Hans Feldmann.“

Sie streckte ihm freundlich die Hand entgegen.

„Wie lieb, daß Sie zu uns kommen. Wir haben uns große Sorge um Sie gemacht, weil die letzten Briefe und Sendungen alle zurückgekommen sind. Am Fuß sind Sie verwundet? Sie müssen mir viel erzählen.“

Hans Feldmann mußte sich in einen bequemen Sessel setzen, und die ältere Dame tat viele teilnehmende Fragen. Aber es antwortete nur kurz und oberflächlich und starrte immer wieder nach der Tür — die andere, die junge, die schöne Hildegard Herrlich mußte doch endlich erscheinen. Wo blieb sie nur?

Die ältere Dame merkte, daß er zerstreut und unruhig war.

„Haben Sie wieder Schmerzen?“ fragte sie teilnahmsvoll. „Der Weg ist sicher zu weit gewesen. Ich will Ihnen eine Erbschung holen. Vielleicht kommen Sie einmal später wieder und erzählen von Ihren Kriegserlebnissen, wenn Sie sich wohler fühlen.“

Da hielt es Hans Feldmann nicht länger aus.

„Ich möchte Fräulein Hildegard Herrlich sprechen,“ sagte er, „die junge Dame, die mir die Briefe geschrieben hat.“

Aber das feine, alte Gesicht ging es wie eine kleine Enttäuschung, aber dann kam ein gütiges Lächeln.

„Ich selbst bin diese Hildegard Herrlich. Die Briefe und Sendungen stammen alle von mir. Wie sind Sie nur darauf gekommen, mich für jung zu halten?“

Nun wurde Hans Feldmann recht rot und verlegen. Aber er ergab sich nicht ohne weiteres in sein Schicksal. Er ahnte eine Art von Verschönerung gegen sich und seine Auserkorene, und es war nicht der Mann, der seine Rechte ohne weiteres aufgab. Wozu hatte man denn dem Feinde draußen so oft lähn und unerschrocken ins Auge gesehen! Er griff also in seine Brusttasche, holte das Bild hervor und hielt es der alten Dame unter die Augen.

„Dies lag in einem Band Goethe, der mir zugesandt wurde. Diesen Hund habe ich vorhin in Ihrem Garten gesehen, und dies junge Mädchen möchte ich sprechen.“

Jetzt lachte die Dame laut auf. „Ja, das ist unser Hund, unser Prinz, den haben Sie richtig erkannt. Aber das Mädel ist längst wieder abgereist und war nur zu Besuch bei uns. Abgesehen ist es auch gar kein Mädel mehr, sondern eine Frau Hauptmann, die sich inzwischen mit ihrem Verlobten hat kriegstrauen lassen, als er auf Urlaub von der Front zurückkam. Für ihn habe ich auch damals die Aufnahme gemacht. Es ist herzlich schlecht geworden und muß aus Versehen irgendwie in das Buch geraten sein. — Wie schade, daß ich Sie so enttäuschen muß! Aber mit der Jugend ist es nichts mehr hier im Hause. Mein Vater ist achtzig, ich bin fast fünfzig Jahre alt, da verlernt man das Jungsein. Und so jugendlich haben meine Briefe auch sicher nicht geklungen.“

Hans Feldmann fühlte demlich, daß er eine große Dummheit gemacht hatte und sich herausreden mußte.

„Nein, in den Briefen hat es natürlich nicht gestanden, aber weil das Bild im Buche lag, und dann hat auch Ihr Name so schön geklungen — man denkt sich so allerlei Dörliches zusammen“, stotterte er.

„An dem Bild bin ich ganz unschuldig. Und an meinem Namen auch. Sie haben recht, er klingt viel zu anspruchsvoll für ein Menschenkind, wie ich es bin. Vielleicht hat er einmal zu mir gepaßt, aber das ist lange her. Man sollte sich immer alle zehn Jahre einen neuen, passenden Namen wählen dürfen. Sie würden sich sicher eine ganz andere Vorstellung von mir gemacht haben, wenn etwa Euphemia Greulich unter meinen Briefen gestanden hätte?“

Hans Feldmann nickte ehrlich, aber dann bekam sein junges Gesicht einen traurigen Ausdruck, es tat doch weh, all die schönen Luftschlösser zusammenfallen zu sehen und der Zukunft nun so ganz mit leeren Händen gegenüberzustehen.

„So ein Pech, wie ich nun einmal habe“, sagte er bitter. „Erlaube ich mir ein, ich hätte viel Geld und könnte in München Maler werden, und auf einmal ist alles fort. Und dann wollte ich im Kriege etwas ganz Besonderes leisten, und nun sitze ich da als Unteroffizier mit einem lahmen Fuß! Und dann verliebe ich mich durch ein paar Briefe in ein junges Mädel.“

„Und finde eine alte Frau“, beendete Fräulein Herrlich lachend den Satz. „Es tut mir wirklich leid, Herr Feldmann, für Sie und für mich selbst, denn ich wäre auch lieber siebzehn Jahre alt. Aber im Herzen bin ich jünger geblieben, als Sie glauben. Und vielleicht hat dies dumme, junge Herz mir doch wieder einen Streich gespielt, und die Briefe haben jünger und wärmer geklungen, als ich wollte. Daran sind aber vor allem Ihre Zeich-

Zeit auf seines Vaters Besitz am Lande zu verbringen. Es war so schön gewesen! Der Vater hatte ihn mit Geldmitteln nicht zu knapp versehen und er hatte dahin gelebt und sich des Lebens ge- freut, unbekümmert um die Sorgen des Alltags, und wenn wirk- lich einmal bei dem fröhlichen Treiben des leidigen Geldes zu wenig wurde, so hatten ihm besser gestellte Freunde unter die Arme gegriffen und hatten ihm drausgeholfen, so gut es ging und so gut sie selber es konnten. Und so war's ein Leben gewesen voll Freude und Lust.

Einmal freilich, da konnten sie ihm nicht helfen, damals, wie er das Geld im Spiel verlor bis auf den letzten Heller und wie er dann tropfen noch weiter spielte in toller, wüthender Leidenschaft, bis eine namhafte Schuldenlast sich gehäuft hatte. Damals hatte er versprochen, die Schuld zu zahlen und hatte sein Wort ver- pflanzt darob. Spielschulden — Ehrenschulden, das galt so bei ihnen und auf Ehrz hielt er.

Doch was grübelt die Jugend viel über einen einzigen unglück- seligen Zufall! War rasch verstrich die Zeit und besagter Mai kam wieder ins Land. Gottfried fuhr in seine Heimat. Das war ein Leben in der sonnigen, frühlingwarmen Maienzeit, das war ein Wandern und Zaudern, ein Zuheln und Frohsinn! Nichts Schöneres konnte es geben als Studentenleben! —

Eines Tages kam ein Brief. Er trug den Poststempel der Universitätsstadt und war adressiert an „Herrn cand. jur. Gottfried Helbrich in Sendensfeld“ und enthielt in kurzer, höflicher Form die Aufforderung, die seinerzeit eingegangene Verbindlichkeit be- treffend eine Schuld im Betrage von „eintausend Mark“ einzu- lösen, widrigenfalls — da der Termin der Zahlung bereits ver- strichen sei — anderweitige Schritte eingeleitet würden. Was unter den „anderweitigen Schritten“ verstanden war, das wußte Gottfried nur zu gut: Verständigung seines Vaters, Anzeige beim akademischen Senat, strenges Verhör, Relegation. Wenn er sein Wort nicht einlöste, nicht einlösen konnte, so war er unumgänglich gemacht, war ausgestoßen aus der Kameradschaft, geächtet — verfehmt — entehrt! — Dem mußte er vorbeugen. Doch wie? Wie?! Wo sollte er das Geld hernehmen, was würde sein Vater dazu sagen, wenn er ihm alles gestände? Nein, nein, dem Vater nicht, nur das nicht, das nahm kein gutes Ende, das wußte er, er kannte dessen strengen Ehrbegriff.

Mattlos und hilflos sann er und sann. Unterdessen verstrich die Zeit, ein Tag verrann um den andern und Gottfried wußte nicht aus und nicht ein. Da kam schon ein zweiter Brief: Wenn er den schuldigen Betrag nicht binnen achtundvierzig Stunden erlege, würden ohne weiteres die Zwangsmaßregeln ergriffen werden.

Jetzt war sein Verhängnis gekommen. Er dachte und grübelte, grübelte die ganze Nacht, da er sich schlaflos auf seinem Lager wälzte, wie denn die Sache beizulegen wäre und ob es keinen Ausweg gäbe aus diesem Gescheide. Es fand sich nichts.

In der folgenden Nacht darauf, als alles ruhte und schlief, kam ihm der Gedanke: Wie, wenn ich mir das Geld aus Vaters Schreibtisch entlehne, ohne daß er's weiß und je erfährt, bis sich ein Ausweg gefunden und ich ihm's wieder erstatten kann?

Der Gedanke, laun entkeimt, trieb und spornte ihn und brannte ihm auf der Seele. Und dann folgte die Tat, die große, ungeheuerliche, folgenschwere. —

Unhörbar fast stand er auf, tappte sich hin, vorbei an seines Vaters Lager und bremte und sperrte am Schreibtisch — leise sprang das Schloß und das Geld lag da —

Silbern flutete im selben Momente das Mondlicht durchs Geäst der alten Linde und warf zudende Strahlen hin über die Wände. Er merkte es nicht, wie eine Gestalt hinter ihn trat, hoch- aufgerichtet, verbernisvoll. Und dann sich wendend starrte er in ein bleiches, verzerrtes Gesicht.

— Vater! Er fuhr empor. Was war das dort? Drückte sich nicht eben ein Gesicht an die Scheiben? Ein entsetzliches, verzerrtes, mit zudenden Lippen und verglasenden Augen?

„Er ist's! — O Gott!“

Da stand der Zug. Ein Schaffner schwang sich von einem Trittbrett zum andern und sein Gesicht erschien einen Augenblick vor einem der nächtlich erleuchteten Fenster. Daß man so lebhaft träumen konnte!

Der Zug war in einen größeren Bahnhof eingelaufen. Gott- fried mußte umsteigen. Hastig nahm er seine Sachen und eilte über das Geleise zum nächsten Lokalzug. Der stand dort und auf seinen Dächern lag der Schnee. Ein paar verschlafene Gepäds- träger lungerten umher und von vorne kam das Rischen der Lokomotive, sonst war's ruhig und wie ausgestorben.

Bald ging's weiter. Der Morgen graute schon allmählich. Durch den wirbelnden Schnee da draußen kam erst ein blaßes Grau, das wurde immer lichter und lichter und schließlich war der neue Tag da. Die Welt lag draußen im weißen winterlichen Kleide und der Schnee lag fußhoch auf allen Wegen und Gängen

des einsamen Bergwaldes, durch den der Zug fuhr. Und überall, rechts und links nidten und winkten die alten Tannen durch die kleinen, niederen Fenster herein, sie hatten weiße Mäntel um und sahen aus wie mächtige Riesen oder schneeragende Türme. Es war eine herrliche, unvergleichliche Pracht geworden über Nacht.

Gottfried aber sah von alledem nichts. Zu sehr waren seine Gedanken beschäftigt mit der Heimat und mit sich selbst, als daß er der Schönheit da draußen hätte Beachtung schenken können. Dummst brütet er dahin und nur manchmal, wenn der Zug zum Stehen kam und ein Rud durch die Wagenteile ging, fuhr er auf aus seinen Gedanken. Er merkte es auch nicht, daß der Zug selbst auf freiem Felde nur langsam fuhr und vielfach stoppte. Draußen lag nämlich der Schnee in Massen und erschwerte die Durchfahrt.

Einmal stieg einer ein, der grüßte ihn höflich und setzte sich ihm gegenüber. Kaum daß es Gottfried bemerkte und den Gruß erwiderte. Dann kam der Schaffner und forderte den Fahrgast.

„Nach Breiten Schlag also“, fragte derselbe.

„Zuwoh!“ riefte der Gast.

Gottfried gab es einen Riß. Breiten Schlag? Das war ja der nächste Nachbarort seiner Heimatsgemeinde. Fuhr denn der Fremde nach Breiten Schlag? Er setzte sich vollends zurecht und sah sein Gegenüber schärfer ins Auge. Vielleicht daß er etwas erfuhr von zu Hause.

„Der Herr ist von Breiten Schlag?“ fragte er nach geraumer Weile seinen Nachbar.

„Ja freilich“, entgegnete dieser. „Hat der Herr vielleicht Be- kannte dort?“

„Zum Teil ja“, gab Gottfried zur Antwort, „es ist ja in nächster Nähe von Sendensfeld.“

„Dann ist der Herr gar aus Sendensfeld?“ fragte jener. „Das ist wirklich gut, sitzen wir da schon die längste Zeit einander gegen- über und sind doch Landsleute! Gräß Gott! Gräß Gott!“

In herzlicher Freundschaft reichte der biedere Alte Gottfried die Rechte. „Also aus Sendensfeld ist der Herr,“ fuhr er fort, „da bin ich ja gut bekannt, es ist ja nur ein paar Stunden von Breiten Schlag nach Sendensfeld. War oft drüben heuer im Som- mer, hatte zu tun dort.“

„Da werdet ihr ja auch die Meinen kennen,“ darauf Gottfried, „den alten Helbrich oder Meister Helbrich, wie sie ihn nennen.“

„Jesseles, das ist am Ende gar der Herr Sohn, der dazumal noch studiert hat“, rief nun der Alte in heller Begeisterung und schlug sich mit den flachen Händen auf die Knie, daß es nur so klatschte. „Das ist aber gut, das ist aber gut, nein, wie sich das trifft. Und ob ich ihn kenne, den Meister Helbrich, hab' ihm ja das Dach repariert drüben im heurigen Sommer, kurz bevor er's noch verkauft hat, das Häusel.“

Und dann nachdenklich geworden und wie wenn er etwas Angehöriges gesagt hätte, setzte er hinzu:

„Mein, ist halt auch ein Schicksalsschlag gewesen, die alten Leute, jetzt wohnen sie drüben im Graber-Häusel und wenn sie die Tochter, die Mira nicht bei sich hätten — — der Herr fährt gewiß auch nach Hause, um ihn noch einmal zu sehen, den Vater“, unterbrach er sich.

Das war genug für Gottfried. Er sprang auf und rief:

„Also lebt er noch, mein Vater, lebt er noch?! Er lebt?!“

„Ei ja, das schon, das schon noch“, der andere, „aber mein Gott, vierzehn Tage keinen Bissen zu sich nehmen, absolut keinen Bissen zu sich nehmen, wer das aushält, und bei dem Alter, siebzig Jahre! 's ist bedenklich, immerhin bedenklich, sehr be- denklich! Aber leicht ist's schon wieder besser jetzt, war ja drei volle Tage nicht drüben in Sendensfeld. Kann sich ja manches ändern in der Zeit.“

„Ja, was fehlt ihm denn hernach, meinem Vater?“ fragte Gottfried und die Angst stand ihm auf dem Gesichte.

„Marasmus halt, meint der Doktor, Altersschwäche, mein Gott, siebzig Jahre, bei dem einen kommt's halt früher, beim andern später, und dann die Krankheit noch dazu wegen dem Häusel, auf die alten Tag', 's wird halt alles zusammengewirkt haben.“

Plötzlich gab's einen Ruck. Der Zug stand auf freiem Felde. Einen Augenblick lang Ruhe, dann wurde es lebendig. Aus allen Fenstern streckten sich Köpfe, was es denn gebe, was los sei mitten auf freier Bahn, warum man halte. Da ließen auch schon die Schaffner umher, ratlos, hilflos, aus den Wagen eilten die Leute, liefen zusammen, witterten, schimpften. Ein buntes Durcheinander.

„Aussteigen! Alles aussteigen!“ rief, schrie es, „wir steden, wir können nicht weiter! Zuviel Schnee! Drei Stunden, bis Platz gemacht ist, drei Stunden harte Arbeit, müssen sich halt ge- bulden!“ Es war ein heilloser Wirrwarr.

Auch Gottfried eilte ins Freie. Er sah es. Borne und auf allen Seiten ringsum lag der Schnee zuhauf und ganze Reihen türmten sich auf und erschwerten die Weiterfahrt. Bis das alles beseitigt war!



Von österreichisch-ungarischen Husaren eingebrachte russische Gefangene.

Da überlegte er kurz. In der Zeit war er ja auch zu Hause, wenn er dort den Weg über das Gelände nahm. Gewiß und sicherlich, er kannte ja die Gegend. — Er hörte nicht mehr



Montenegrinische Knaben in Nationaltracht.

das Schreien und Fluchen. In aller Hast hatte er dem Alten aus Breitenuschlag die Hand gedrückt und war querselfbein gestürzt. Durch den Schnee stürzte er dahin und sah auch gar nichts mehr, als diese Massen, die da vor ihm das Gelände füllten. Und kein Weg, kein Steg, alles verweht und verweht. Ab und zu erhob sich ein Wind, der trieb ihm scharfen Schneestaub ins Gesicht, daß es brannte wie Feuer. Er achtete aber nicht darauf und hastete weiter. Stellenweise versank er bis an die Knie im Schnee und nur mühsam arbeitete er sich wieder heraus aus den lödernen Massen; doch das tat nichts, wenn er nur weiter kam, weiter. Vielleicht lebte er doch noch, vielleicht —

Aber wie, wenn's doch schon zu spät wäre, solterten ihn die Gedanken, drei Tage war der Alte nicht in Sendensfeld gewesen, was konnte nicht geschehen in drei Tagen! Und Kränkung wegen dem Häufel, hatte er gesagt, — hatte nicht auch er sein Teil Schuld daran?

Einen Augenblick blieb er stehen, er mußte Atem holen und sich den Schweiß vom Gesichte wischen, das Herz schlug ihm bis zum Hals heraus — dann weiter. Ein Windstoß riß ihm den Hut vom Kopf, er achtete nicht. Rechts ragte ein Häufchen aus den Massen — er eilte vorüber.

Endlich sah er den Kirchturm. Ein unsicherer, nebel-

los lag sie da, nur die Brust arbeitete und das Auge war trüb. Als er zu ihr trat und ihre Hand nahm, da stahl sich eine Träne aus diesem Auge und langsam perlte sie auf das weiße Pinnen. Sie standen herum und weinten. Und drei Stunden später kam der Tod —



Oberst Houje,

der im Auftrag Wilsons die Vorkämpfer der trübseligen Länder besuchte. (Mit Text.)

nach dem schönen Villenort hinauszufahren. Die Schwester hatte ihn zum Abschied freundlich gewarnt: „Es wird schon gehen, Herr Feldmann. Aber immer fein langsam voran, sonst bricht die Wunde wieder auf. Kennen Sie denn jemand da draußen?“

Da hatte Hans Feldmann irgend etwas von entfernten Verwandten gesprochen und sich eilig davongemacht. Er hatte keine

grauer Streifen aus dem fahlen Gewölbe heraus; er mußte es sein. Dann nach langer Mühe die ersten Häuser von Sendensfeld. Die Kühle war ihm verichnürt vor langer Erwartung, als er an der alten Bachbrücke vorbeiritt, wo die Linde stand und das alte Häuschen — nun nicht mehr ihr Häuschen.

Ein paar Burchen standen am Wege, die schauten bloß drein. Er kannte sie nicht. Dann war er in der Gasse, die zum Plaze führte und dort hinten stand das Grabhäufel. Er flog mehr als er ging. Ein altes Weiblein trippelte ihm entgegen mit weißem Haar und weltem Gesicht, das winkte und schwenkte.

„Mutter!“ — Er lag an ihrer Brust.

Dann traten sie über die Schwelle, Hand in Hand. Die ihre zitterte. Auf weißem Pinnen lag eine bleiche, abgezehnte Gestalt. Die sprach nichts und tat nichts, fast leb-



Montenegrinisches Bauernbrautpaar.

los lag sie da, nur die Brust arbeitete und das Auge war trüb. Als er zu ihr trat und ihre Hand nahm, da stahl sich eine Träne aus diesem Auge und langsam perlte sie auf das weiße Pinnen. Sie standen herum und weinten. Und drei Stunden später kam der Tod —

Ein Spiel des Zufalls.

Von Clara Fries. (Nachdruck verb.)

Er hatte seinen ersten Nachmittagsurlaub in dem großen Berliner Lazarett benutzt, um nach dem schönen Villenort hinauszufahren. Die Schwester hatte ihn zum Abschied freundlich gewarnt: „Es wird schon gehen, Herr Feldmann. Aber immer fein langsam voran, sonst bricht die Wunde wieder auf. Kennen Sie denn jemand da draußen?“

Da hatte Hans Feldmann irgend etwas von entfernten Verwandten gesprochen und sich eilig davongemacht. Er hatte keine



Das Tal von Stutari mit dem Tarabosch. (Mit Text.)



Ein Kriegerfriedhof im Hochgebirge. Phot. Wilhelm Müller, Bern.

Lust, die Geschichte zu erzählen, wie er zu Weihnachten ein Kistchen mit gutem und reichlichem Inhalt erhielt und die Absenderin ihm dazu in einem lieben Brief schrieb, daß sie von einem seiner Kameraden seine Adresse erfahren hätte. Weil Hans Feldmann keine eigenen Angehörigen habe, sende sie ihm diesen Weihnachtsgruß.

Der junge Kriegerfreiwillige wunderte sich nicht wenig. Er hatte keine Ahnung, wer von den Kameraden seine Familienverhältnisse kannte. Er selbst hatte seine Einsamkeit im Leben bisher noch nicht als bitter empfunden. Seine Mutter hatte er nicht gekannt. Sein Vater, der von seiner Pension als Amtsrichter und den Zinsen seines kleinen Vermögens in einem rheinischen Städtchen lebte, nahm die Erziehung des einzigen Sohnes reichlich streng und wichtig, so daß Hans eine gewisse Erleichterung fühlte, als er sich mit achtzehn Jahren nur mit einem gutmütigen Vorwand auseinanderzusetzen hatte und frei und ungehindert im Leben stand.

Er hatte ein nettes Zeichentalent, das sich am kräftigsten und eigenartigsten in der Herstellung von Skizzen seiner Lehrer äußerte. Sein Vater war dieser Betätigung und dem Gedanken an eine künstlerische Berufsausbildung immer streng entgegengetreten und hatte den Sohn zum Juristen zu erziehen gemeint.

Nach dem Tode des alten Herrn fand Hans Feldmann es sehr bald richtig, sich die oberste Klasse des Gymnasiums und das Examen zu scheitern und mit vollen Zeugnissen und vollem Beutel zur Kunst überzugehen. Er lebte ein paar Jahre in München und machte die nicht ganz neue Entdeckung, daß die Kunst des Malens doch recht

endgültig vorbei! Er sollte froh sein, daß er mit dem bißchen Gintzen davontame, sagten die Ärzte.

In all dieser Not hatte Hans Feldmann die Absenderin des Weihnachtspakets nicht vergessen. Auf seinen kurzen Dank hin war eine freundliche Antwort gekommen und Liebesgaben und gute Bücher. — Nun war Hans Feldmann von Natur durchaus nicht schreiblustig, und die Einsamkeit der letzten Jahre hatte ihn das Briefschreiben fast verlernen lassen. Er blieb auch jetzt in seinen Mitteilungen knapp und unregelmäßig. Lieber schickte er Zeichnungen, wie er sie in den Ruhestunden hinwarf. Und als darauf ein warmer, verständnisvoller Dank kam, legte er all sein

schwer zu erlernen und Geldausgeben überaus leicht und kurzweilig ist. Als er gerade mit seinem kleinen Vermögen fertig war und sich darüber hinaus noch mit einigen Schulden belastet hatte, kam der Krieg ihm wie eine Mahnung und Erlösung. — Es gelang ihm, gleich in den ersten Tagen als Kriegerfreiwilliger in ein bayerisches Infanterieregiment einzutreten.

Es kam das große Erleben, kam Not und Kasse des Schützengrabenlebens in Flandern. Hans Feldmann sah dem Tod hundertmal in die Augen, bis auch das Alltag und Gewohnheit geworden war. Bei Dixmuiden holte er sich das Eisene Kreuz, wurde Unteroffizier und sollte zur Offiziersausbildung in die Heimat geschickt werden, da schlug ihm ein Granatsplitter durch den rechten Fuß. — Es kamen harte Leidensstage im Feldlazarett und in Berlin.

Jetzt war der Fuß notdürftig geheilt, aber Gliedwerk blieb es doch. — Mit Felddienstun und Sentinanten war es nun



Vom Kriegsschauplatz an der italienischen Grenze: Gebet vor dem Angriff. Phot. W. Müller, Bogen.

Überst Houze, der als Sondergesandter des Präsidenten Wilson nach Europa geschickt wurde, hat sich über den Zweck seiner diplomatischen Mission dahin ausgesprochen, daß es seine Aufgabe sei, die amerikanischen Vorschläge und Gesandten persönlich genau und unmittelbar von den Ansichten des Präsidenten über gewisse schwebende Fragen zu unterrichten; mit irgendwelcher Friedensvermittlung habe seine Reise nichts zu tun.

Das Tal von Skutari mit dem Zarabofsch, das bald nach Ausbruch des Weltkrieges von den Montenegrinern und am 23. Januar von den österreichisch-ungarischen Truppen besetzt wurde. Der Besitz von Skutari, wo Österreich durch umfangreiche Bildungsanstalten längs kolonialistisch gewirkt hat, ist für die wirtschaftliche Erschließung Nord-Albaniens von großem Wert. Das Tal von Skutari ist eines der größten und fruchtbarsten Albanien, und König Milica wollte dort oft und gerne.

Allerlei

Protest in der Straßenbahn. Vater: „Willst du nicht aufstehen, Kurt, um der Dame Platz zu machen.“ — „Ach, Papa, sei nicht immer so galant auf meine Kosten!“

Die Bedeutung des Bades in aller Zeit. Mancher meint vielleicht, das Bad habe erst in neuerer Zeit eine große Bedeutung gewonnen, zumal einerseits der Luxus immer mehr zugenommen und andererseits die mannigfachen reformatorischen Bewegungen auf dem Gebiet der Lebens- und Heilkunde die Anwendung des Wassers begünstigt. Dem ist aber nicht so, denn schon in alter Zeit war das Bad ein großes Bedürfnis der Menschen. — In Rom kannte man bereits verschiedene Formen der Bäder. Das sogenannte römische Bad, bei dem trockene erhitzte Luft auf den Körper einwirkte, wurde damals nach dem Bericht eines Kirchenvaters folgendermaßen verabsolgt: „In hölzernen Bädern standen eherner Ofen, die stark geheizt wurden. Die Badenden begossen sich die Haut mit lauem Wasser und nahmen Ruten oder zarte Baumzweige und peitschten sich damit, während sie Wasser auf heiße Steine gossen.“ Im Mittelalter gehörte es zu den Pflichten der Gastfreundschaft, dem Neuangekommenen ein Bad anrichten zu lassen. Natürlich herrschte diese Sitte nur bei den Großen. Als z. B. der junge Barjwal auf der Burg des Fürsten Gurmehanz übernachtet hatte, fand er ein Bad am Ende seines Betteppichs, das mit Rosen bestreut war. Auch die Mönche hatten ihre eigenen Bäder. In manchen Privathäusern gab es auch sog. Badelusen. Sonst wurden in den Städten und Dörfern die öffentlichen Baderuben vom Volke eifrig benutzt. Sobald das Bad angerichtet war, rief der Badernecht durch Ausrufen, Bedenschlagen oder Hornblasen die Badelustigen herbei. Von den Reichen wurden auch gern Badereisen gemacht. Die hohe Weiblichkeit behielt sich solche sogar im Ehekontrakt vor. In einem solchen heißt es darüber: „Wär auch Sach, daß sie wollt alljährlich in ein Badt fahren, so soll das geschehen unverwerth.“ Die beliebtesten Bäder waren: Gastein, Wiesbaden, Wildbad, Pfäfers und zum Einbügen bei Eggert, sowie Ems. Von dem letzteren heißt es in einem alten Lied: Zu Ems ein Bad do selbst umwer pades halben da hin tum, ist mer um Lust, den um gesunt, doch wem salt flus und frey we drud, die werden schnell geheilt da. S. B.

Die allgemeine Schulpflicht in China. Zur Ausführung des in China beschlossenen Planes, in diesem Jahre die allgemeine Schulpflicht einzuführen, beabsichtigt das Peking-Unterrichtsministerium, eine größere Anzahl von Universitäten, Mittelschulen und Volksschulen zu errichten. Sechs Universitäten sollen gegründet werden, nämlich in Peking, wo bereits eine besteht, Nanking, Tschingtu, Kantau und Kanton. Die großen Provinzen werden in je 8 bis 12 Mittelschulbezirke eingeteilt werden. Jeder Kreis wird, außer einer Muttervolkschule eine gewisse Anzahl von gewöhnlichen Volksschulen erhalten.

Der geistreiche Taubstumme. Madame de Staël besaß eine höchst brillante und teilweise sehr gehaltvolle Gabe, sich zu unterhalten, aber sie war so entschieden wortreich und hörte sich selbst so gerne reden, daß kein anderer ihr gegenüber zum Wort kommen konnte, ja daß manchem dabei geradezu Hören und Sehen verging. Bei einer gewissen Gelegenheit stellten mehrere Herren, um sich dafür zu rächen, sie auf die Probe. Sie führten einen Mann bei ihr ein, welchen sie für einen ausgezeichneten Gelehrten und geistreichen Blauderer erklärten. Frau von Staël empfing ihn mit aller ihr zu Gebote stehenden Grazie, begann aber sofort zu sprechen, in einem Atem tausend Bemerkungen zu machen, tausend Fragen zu stellen, auf deren Beantwortung sie nicht wartete, genug, eine Stunde lang ihre Zunge wie ein Mühlrad zu bewegen, während der tiefe Gelehrte und brillante Sprecher keine einzige Erwiderung gab. Als

diese Visite vorüber war, fragten sie jene Herren, wie ihr der Vorgesetzte gefallen habe und sie antwortete: „Ein sehr gediegener Mann mit immenssem Witz und Wissen und ein vortrefflicher Redner!“ — Hier brach ein schallendes Gelächter aus, denn der Gast war taub und stumm gewesen.

Gemeinnütziges

Apfelscheiben. Große Apfel schält man, entfernt sie und schneidet sie in runde Scheiben, macht einen guten, heißen Pfannkuchenteig, taucht die Schnitten hinein und bakt sie in Fett schön gelb auf beiden Seiten.

An den dünnen Trieben der Obstbäume finden wir die Eier des Ringelwurm. Diese müssen spätestens im März entfernt werden. Entweder schneidet man den befallenen Trieb unterhalb der Eiablage ab, oder man schneidet, falls der Trieb eine wertvolle Verlängerung oder Fruchttrute ist, den Eiring aus und bricht ihn ab.

Kali zu Gerste kommt schon anfangs März auf Feld. Das Düngekalz wird untergepflügt, mindestens stark eingegat, damit die Keimwurzeln der Gerste das Kali schon gelbst und leicht aufnehmbar vorfinden. Gerste nimmt nur während der ersten Hälfte der Entwicklungszeit Kali an; nachher in Lösung kommendes Kali bleibt daher für Gerste wirkungslos.

Um den Kalkgehalt eines Gemüsegartens festzustellen, benötigen wir nicht immer nur Salzsäure; in Ermangelung derer zeigt auch flacker Essig beim Aufgießen über die Bodenprobe das Vorhandensein von Kalk durch Aufbrausen an.

Hollene Zitrampfe nach dem Waschen kalt zu spülen, ist ein Fehler. Das Wasser muß so warm sein, daß man noch eben die Hand hineinhalteln kann. Es empfiehlt sich, dem Spülwasser einen Eßlöffel voll Salzwasser pro Eimer zuzusetzen.

Frühjahrsverrästungen treten besonders bei Kindern sehr häufig auf. Um ihnen vorzubeugen, vermeide man es, die Kleinen, wenn auch das Wetter schön ist, zu leicht getteibet ins Freie zu schicken. Vor allem aber darf man sich nicht im Freien hinsetzen. Der Boden ist noch zu feucht, und im Sandumdrehen hat man sich einen Schnupfen geholt. Merkt man an einem Froßeln, daß man sich durch irgendeine Unvorsichtigkeit dennoch erkältet hat, so ist ein Dauertausch nach Haus mit darauffolgender tüchtiger Trockenabreibung des ganzen Körpers mittels eines rauhen Tuches meist das beste Mittel.

Ordnungsaufgabe.

A	A	A	A	A	A	A	A
B	D	E	E	E	E	E	E
		E	E	G	H		
I	I	I	I	I	K	K	K
K	L	L	L	L	M	N	
	N	N	N	O			
O	O	O	O	P	P	P	P
S	S	S	S	U	U	U	U

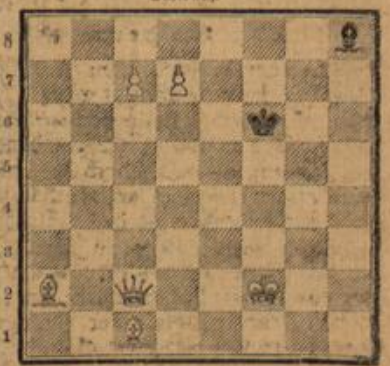
Bei richtiger Anordnung erhält man:
1) Einen großen Eroberer. 2) Einen Wadchennamen. 3) Eine Republik in Südamerika. 4) Einen vielbesungenen Helden des Trojanischen Krieges. 5) Titel eines Theaterstückes von Arthur Schnitzler. 6) Einen nördlichen männlichen Vornamen. 7) Ein indonesisches Territorium in Nordamerika. 8) Eine Königin der griechischen Sage. — Die äußersten Buchstaben ergeben von oben nach unten gelesen vorn den Namen des großen Eroberers (wie 1) und hinten den Namen der Königin (wie 8.)
Anna Fisher.

Rätsel.

Einen Haub und ein Feld mit nem Laut verbunden, hab ich als deutsche Stadt gefunden.
Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 149.

Von H. Kraemer. (Erstauflage.)
Schwarz.



Weiße, Matt in 2 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Rätsels: Papla, Pavlan. — Des Anagramms: Horn, Horn. Des Bilderrätsels: Liebe, die ans Ende denkt, hat nie angefangen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schäftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.